Auschwitz für Anfänger

Jugendliche lernen, mit der Schuld ihrer neuen Heimat umzugehen.

Von Joshua Kocher, reportagen, 09.06.2026

Was packt man ein für Auschwitz? Eine Woche vor der Abfahrt hatte Janes einen Zettel bekommen, eine halbe DIN-A4-Seite voller Spiegelstriche: Reisepass, Ausreisegenehmigung, Taschengeld. Arbeitsschuhe, Kleidung für warmes und kaltes Wetter, Regenschutz. Handtücher, Waschzeug, Kopfhörer. Fußball, Volleyball, Federball, Uno.

Den Zettel hat er verloren.

Also packte Janes an einem Sonntagmorgen im November nach Gefühl. Er zog die silberne Adidas mit breitem Bein aus dem Schrank seines WG-Zimmers. Die zerrissene Jeans. Zwei, drei Pullover. Er legte den Lockenföhn dazu und stellte die weißen, futuristischen Sneaker, die er sich für 40 Euro bei Amazon bestellt hatte, neben den Koffer.

Und drei Dosen Red Bull. Falls es in Polen keines geben sollte.

Als um acht Uhr abends ein Kleinbus vor seiner Wohnung im Freiburger Stadtteil Stühlinger vorfährt, wuchtet Janes den Koffer hinein und lässt sich in die letzte Sitzreihe fallen. Vorn sitzen Herr Emiér, der die Reise organisiert hat, und seine Kollegen Herr Buhmann und Herr Thorwächter. Drei Männer, die Janes nur flüchtig kennt, deshalb ist er bei der höflichen Anredeform geblieben, wie er es nach seiner Ankunft in Deutschland gelernt hat. Sie arbeiten im Jugendwerk, das für den Neunzehnjährigen so etwas wie ein Zuhause ist.

Während draußen die Lichter der Stadt vorbeiziehen, starrt Janes auf sein Handy. Er schaut sich das Video an, das er heute für Tiktok gedreht hat. Darin fährt er sich durch die Locken, die er sich für 200 Euro in drei Sitzungen beim Friseur dauerwellen liess, und bewegt die Lippen zu iranischer Musik. Ihm sei langweilig gewesen heute, erzählt er Herrn Buhmann. Manchmal jobbt er am Wochenende in einer Kneipe, brät Pfannkuchen oder steht am Spülbecken, aber heute hat er frei wegen der Reise.

Bald steigt Gernot ein, ein grosser, gemütlicher Kerl mit diesem milden Blick, den er schon hatte, als sie zusammen in der Wohngruppe lebten. Er ist ein Jahr älter als Janes und macht eine Ausbildung zur Küchenfachkraft. Janes nickt ihm zu; mehr braucht es nicht.

Ein letztes Mal hält der Bus, in Oberrimsingen: einem Dorf, das Janes vor allem mit Langeweile verbindet. Hier hat er zwei Jahre lang gelebt, in einer Wohngruppe des Christophorus-Jugendwerks. Heimat für Jugendliche, für die es, aus verschiedenen Gründen, keinen anderen Platz gibt. Nasrullah kommt angelaufen, der wuschlige Pony hängt über dem kantigen Gesicht. Er stammt wie Janes aus der ostafghanischen Provinz Nangarhar, ist wie er vor den Taliban geflohen. Als Nasrullah im März 2024 in Oberrimsingen ankam, hat Janes ihm geholfen, die Sprache zu verstehen. Als er ihn sieht, grinst er frech. Nasrullah hält eine Packung Chips hoch. «Ey, die isst du nicht während der Fahrt!», ruft Janes. Nasrullah kichert, setzt sich zu Gernot, der aus dem Fenster schaut, die Hände auf dem Knie gefaltet.

Zum Schluss trottet Süleyman heran. Siebzehn Jahre alt, aus der benachbarten Wohngruppe, er kennt Nasrullah von der Hauptschule. Grosse Kopfhörer auf den Ohren, bläst er den süssen Dampf seiner Vape – «Strawberry Energy» – in den Nachthimmel. Mit seiner hohen Stimme sagt er zu den Betreuern: «Ihr wollt uns doch heimlich abschieben.» Die Betreuer schütteln halb belustigt den Kopf, Nasrullah und Janes hauen lachend gegen die Scheibe.

«Sind alle da?!», ruft Herr Buhmann.

«Nee, ich nicht», sagt Nasrullah. «Ich bin zu Hause.»

Herr Buhmann: «Süleyman, anschnallen!»

Süleyman: «Ah, scheisse.»

Gernot öffnet eine Flasche Sprudel, die Kohlensäure faucht.

«Er hat gepupst», sagt Nasrullah.

Janes schnipst ihm ans Ohr. «Ruhe, du billige Hose.» Dann fahren sie los.

Noch zwölf Stunden bis Oświęcim.

Eine Woche werden die vier Jugendlichen mit ihren Betreuern in jener polnischen Stadt verbringen, die die allermeisten nur unter ihrem deutschen Namen kennen: Auschwitz. Kein Ort steht so sehr für den industrialisierten Massenmord an den europäischen Juden. Etwa 1,1 Millionen Menschen starben in dem Konzentrations- und Vernichtungslager, die meisten davon – eine Million – waren Juden, zudem Polen, Sinti und Roma, sowjetische Kriegsgefangene und politische Opfer des NS-Regimes. Sie wurden mehrheitlich in den Gaskammern ermordet oder starben elendiglich durch Krankheit, Hunger, Misshandlung und Zwangsarbeit. Auschwitz ist der Blick in den Abgrund der menschlichen Zivilisation.

Von dieser Schwere des Ortes wissen die vier Jungs auf Reise kaum etwas. Janes verschickt auf Snapchat Fotos von Rücklichtern, Gernot spielt Mario Kart auf der Nintendo Switch, Süleyman ballert auf dem Handy im Player Unknown's Battlegrounds seine Mitspieler mit dem Sturmgewehr ab, und Nasrullah sucht nach einem neuen Bildschirm-Hintergrund für sein Smartphone. Er entscheidet sich für ein Spiegel-Selfie aus seinem Bad. Drei von ihnen haben den Begriff «Holocaust» noch nie gehört.

Jedes Jahr im Herbst fährt eine Gruppe des Jugendwerks nach Auschwitz, um die Lager zu besichtigen und den Angestellten der Gedenkstätte dabei zu helfen, sie zu erhalten. Sie machen das seit den frühen Neunzigern, den Baseballschlägerjahren, als sich auch Jungs im Jugendwerk die Köpfe rasierten und Springerstiefel anzogen. Man wollte ihnen zeigen, wohin die Ideologie, der sie folgten, führen kann. Eine Gruppe legte eine alte Lagerstrasse frei, eine andere die Überreste einer Latrinenbaracke. Einige staubten Exponate wie Kinderschuhe und Zyklon-B-Dosen ab. Gedenkstättenpädagogik nennt man das.

Heute leben im Jugendwerk keine Skinheads mehr, sondern junge Geflüchtete. Ihnen soll das Projekt mindestens genauso helfen, sagt der Einrichtungsleiter Thomas

Köck. Wer seine Zukunft in Deutschland sehe, müsse sich mit diesem dunklen Kapitel auseinandersetzen.

Die vier Jungs haben sich freiwillig für die Reise angemeldet – und ihre Motive könnten unterschiedlicher kaum sein. Süleyman, dessen Eltern aus Kurdistan stammen, will verstehen, warum Minderheiten verfolgt werden. Nasrullah, der Afghanistan mit zwölf verlassen musste und eine dreijährige Flucht nach Europa hinter sich hat, möchte vor allem etwas erleben. Seine Betreuer wünschen sich für Gernot, dass er eine positive Gruppenerfahrung macht. Er selbst will begreifen, warum er Schuldgefühle hat, wenn er im Jugendwerk unter den vielen Migranten sagt, er sei Deutscher. Janes will begreifen, wie es passieren konnte, dass in einem Land, das er für gut hielt, das Grauen von Auschwitz möglich war.

Sechs Raststätten und ein paarmal Furzlüften später rollt der Kleinbus am nächsten Morgen auf den Parkplatz vor einem Achtziger-Jahre-Bau, auf dessen Dach der Regen prasselt. «Oh mein Gott, sind wir wieder in Oberrimsingen?», fragt Janes, als er aussteigt, und schlägt die Hand an die Stirn.

Wie er in weissen Sneakern, der Adidas-Jogginghose, einer glänzenden schwarzen Daunenjacke und mit perfekt gestylten Haaren den Rollkoffer über die Pflastersteine schiebt, sieht er aus wie ein Fussballprofi auf dem Weg ins Trainingslager. Er drückt die Glastür auf, die in die Internationale Jugendbegegnungsstätte von Oświęcim führt. Sie wurde 1986 von einer evangelischen Freiwilligenorganisation ins Leben gerufen, nachdem junge Menschen aus Polen und Deutschland begonnen hatten, in ihrer Freizeit die Lager zu pflegen. Auf einer Wiese am Ufer der Soła stehen drei Gästehäuser mit hundert Betten und ein Haupthaus mit Speisesaal, Seminarräumen, Tischkicker, Bibliothek und einer kleinen Bar. Jährlich übernachten hier 150 Jugendgruppen. Drinnen sucht Janes als Erstes nach dem WLAN-Code.

In der Bibliothek werden sie von einer Frau begrüsst. «Was wisst ihr denn schon vom Holocaust?», fragt sie.

Janes sagt, er habe zum ersten Mal im Unterricht in Deutschland davon gehört. Seine Lehrerin zeigte Bilder: Kinder in gestreiften Anzügen, viel zu dünn, viel zu ernst,

hinter ihnen ein Viehwaggon, der aussah wie etwas aus einer anderen Welt. Janes fragte, wo das sei. In Deutschland? «Ich habe das einfach nicht gewusst», sagt er, hebt fast entschuldigend die Hände. In der Schule in Afghanistan sei kein Wort darüber gefallen.

Süleyman stiess im Internet auf Adolf Hitler und sah dann in seiner Wohngruppe ein Plakat zu der Fahrt. Er habe schon letztes Jahr mitfahren wollen, aber er war noch zu jung, und ausserdem war da kurz vorher die Sache mit den Marokkanern. Erst wurde ein Kumpel von ihm im Sportunterricht geschubst, dann kam es vor der Turnhalle zur Schlägerei. Einer zog ein Messer, Süleyman warf ein Glas.

Nasrullah gibt zu, überhaupt keine Vorstellung von Auschwitz gehabt zu haben. Süleyman erzählte ihm nur, er fahre mit Herrn Emiér nach Polen. In der Wohngruppe fragte Nasrullah später seinen Betreuer, was Auschwitz sei. Ein trauriger Ort, antwortete der. Und noch am Abend schrieb er eine Mail, um Nasrullah anzumelden.

Gernot, der 2024 seinen Realschulabschluss geschafft hat, erzählt, dass im Geschichtsunterricht ab der siebten Klasse nichts anderes mehr Thema gewesen sei. Sogar auf der Abschlussfahrt seiner Klasse ins Elsass hätten sie ein KZ besucht.

Man unterstellt der Generation Z, sie wolle kaum noch etwas über den Holocaust wissen. Die Daten erzählen jedoch eine etwas andere Geschichte. Die Organisation Arolsen Archives, die die grösste Sammlung über Greueltaten der Nazis verwaltet, liess 2024 Jugendliche in Deutschland befragen. Ihr Ergebnis: Das Interesse am Holocaust ist hoch, sogar höher als bei ihren Eltern.

Aber die Motive haben sich verschoben.

Schuldgefühle spielen kaum noch eine Rolle. Die Gen Z schaut auf den Nationalsozialismus wie auf ein düsteres Gegenbild zu ihrer eigenen Lebenswirklichkeit voller Wahlmöglichkeiten und Entfaltungswege. Jugendliche mit Migrationsgeschichte interessieren sich, wenn ihre Erfahrungen von Ausgrenzung und Flucht einbezogen werden. Doch das Wissen ist brüchig. Eine Umfrage im Auftrag der Jewish Claims Conference zeigt, dass viele junge Deutsche die Opferzahlen der Shoah krass unterschätzen. Die Memo-Jugendstudie belegte 2023, wie lückenhaft der Nationalsozialismus in Schulen behandelt wird. Währenddessen verdrehen

rechtsextreme Akteure die Geschichte wie ein Stück Draht, KI-generierte Bilder aus Konzentrationslagern überfluten die Tiktok-Feeds.

Am nächsten Morgen, Punkt acht Uhr, sitzen die drei Betreuer sowie Gernot, Janes und Nasrullah im Speisesaal. Auf den Tellern Rührei, Butterbrote, heisser Kaffee dampft aus weissen Tassen. Dann stürmt Süleyman herein, die Augen dünne, müde Schlitze. Er stützt sich mit beiden Händen auf die Tischplatte und beugt sich mit Todesblick zu Herrn Emiér.

«Wer hat an meine Tür geklopft?», fragt er.

«Ich», sagt Herr Emiér. «Ich wollte dich zum Frühstück wecken.»

«Warum so laut?», sagt Süleyman. «Ich habe geschlafen!»

Dann dreht er sich ab, starrt eine bedeutungsvolle Weile lang auf einen Punkt an der Wand, den nur er zu sehen scheint. Ohne ein weiteres Wort verlässt er den Tisch, setzt sich draussen auf eine Bank und dreht sich eine Zigarette.

Vor der Abfahrt hatte Herr Emiér den Jungs eingebleut, wie wichtig Pünktlichkeit sei. Die morgendlichen Abfahrten seien genau getaktet, die Führungen teuer gebucht, er müsse sich auf sie verlassen können. Es klang wie die Bitte eines Mannes, der zu oft erlebt hat, wie Pläne im Chaos enden. Zehn Jugendliche hätten mitfahren wollen, vier wählten er und seine Kollegen aus. Jungen, die einigermassen selbständig sind, die morgens halbwegs aus dem Bett kommen und nicht die fragile Gruppe sprengen.

Eine knappe halbe Stunde später rollt der Kleinbus auf einen Parkplatz am Stammlager Auschwitz I. Vor dem Eingang hat sich schon eine riesige Schlange gebildet. Eine Mitarbeiterin der Gedenkstätte kommt auf sie zu. Sie überreicht jedem ein Umhängeband mit Namensschild. «Wir sind Spezial», sagt Janes.

Im Besucherzentrum begrüsst sie der stellvertretende Direktor. Er überreicht ihnen Tüten mit Büchern, einer Urkunde, einer Anstecknadel und bedankt sich, dass sie freiwillig hier arbeiten. «Warum müssen wir arbeiten?», flüstert Janes. Herr Thorwächter sagt: «Wir wollen! Wir wollen arbeiten.»

Es gibt viele Versuche, jungen Menschen den Holocaust nahezubringen. Gespräche mit Zeitzeugen, deren Zahl jedes Jahr kleiner wird. Lesen von Tagebüchern

und Berichten von KZ-Insassen. Digitale Lernspiele, bei denen man sich mittels VR-Brille durch das Versteck von Anne Frank bewegt.

Werner Nickolai, der das Projekt mitinitiiert hat, glaubt an einen anderen Zugang. Der emeritierte Professor für soziale Arbeit sagt, dass körperliche Arbeit in der Gedenkstätte helfe, sich emotional zu öffnen. Nicht dieses überwältigende Betroffensein, das so schnell kippt in Abwehr oder Ohnmacht, sondern ein langsames Verständnis, das sich beim Anpacken einstellt. Man könne während der Arbeit sogar fliehen, gedanklich: über zu Hause reden, Musik, Mädchen. Aber immer wieder kehre man unweigerlich zurück zu der Frage: Wo bin ich hier?

Die Assistentin führt die vier Jungen an der Warteschlange vorbei zur Sicherheitsschleuse. «Scheisse, ich hab meine Vape dabei», murmelt Süleyman. «Junge, du bist so dumm», sagt Janes. Doch der Metalldetektor schweigt.

Unterwegs schubst Süleyman Nasrullah; der tut so, als wolle er zurückschlagen. Auf einem Werkhof angekommen, stellt sich Herr Emiér vor sie, die Arme leicht ausgebreitet. «So, Jungs, ihr dürft Spass machen, aber bitte: nicht zu albern. Habt Achtung und Respekt vor dem, was hier passiert ist.» Sie nicken, verdrehen die Augen, sobald er sich umdreht.

Zwei Arbeiter fahren mit einem Caddy vor. Für einen Moment entgleiten ihre Gesichtszüge beim Anblick der Gruppe: Janes mit seiner silbernen Wide Leg. Nasrullah, der seine schönsten Schuhe trägt. Süleyman mit der Fake-Gucci-Kappe. Gernot, der verloren in die Luft blickt.

Dann lachen die Arbeiter auf und erklären auf Polnisch, was zu tun ist. Die Jungen verstehen erst, als vier Schaufeln und vier Rechen auf die Ladefläche gelegt werden und der Caddy losrollt. Sie trotten hinterher. Als sie wieder zum Lagereingang kommen, bleibt Janes' Blick am schmiedeeisernen Schriftzug über dem Tor hängen, das die Menschen um ihn herum aufgeregt fotografieren.

Janes blinzelt, versucht die Buchstaben zu entziffern. «Was steht da?» Er liest langsam: «Ar-beit… ma-macht frei. Was heisst das?», fragt er Herrn Thorwächter. Der will zur Antwort ansetzen, als die Arbeiter sie weiterwinken. Janes zieht sein Handy aus

der Jogginghose, macht schnell ein Foto und schickt es über Snapchat an Freunde. Standort: Auschwitz.

Ein paar Meter hinter dem Tor halten die Arbeiter an. Die Wiese vor ihnen ist so gross wie ein 25-Meter-Schwimmbecken, knöchelhoch bedeckt mit Laub. Gernot bekommt einen Rechen in die Hand gedrückt, Janes greift zur Schaufel.

Er weiss noch nichts von der Asche der Ermordeten aus den vier Krematorien, die hier einst vom Himmel fiel wie Schnee. Nichts von dem Bordell gegenüber der Wiese, in dem Frauen Sex-Zwangsarbeit leisteten. Und auch nichts von der Schwarzen Wand, die gut 300 Meter entfernt ist, ein Kugelfang aus Isolierplatten, vor dem tausende Todesurteile per Genickschuss vollstreckt wurden.

Ahnungslos stand Janes auch im Juni 2022 an der Grenze zu Deutschland, in der Hand sein Handy, auf dem er ein Bild der schwarz-rot-goldenen Flagge gespeichert hatte, und stammelte: «Germany?» Bereit, ein neues Leben zu beginnen.

Im August 2021, als die Taliban das Land nach dem Abzug der Nato-Truppen in nur zehn Tagen eroberten, sei sein Dorf das erste gewesen, das sie an der Grenze zu Pakistan eingenommen hätten, sagt er. Deh Bala heisst die Region, in der Janes 2006 geboren wurde. Ältestes Kind von sechs, auf einem grossen Hof mit acht Tanten und zwei Onkeln aufgewachsen. Er ging zur Grundschule, spielte Cricket im Staub, schraubte später an Autos herum.

Der Krieg war Alltag für ihn. Die afghanische Nationalarmee und die Amerikaner hier, die Taliban und sie alle herausfordernden ISKämpfer dort, ein Gleichgewicht des Schreckens. Einmal zischte eine Kugel an seinem Kopf vorbei und blieb in einer Hauswand stecken. Ein anderes Mal warf ein Kampfflugzeug Bomben über dem Dorf ab, weil sie dort einen Talib vermuteten.

Sein Onkel war Polizist, Kommandant sogar. Und Janes war sein Spitzel. Wann immer er auffällige Männer bemerkte, rief er den Onkel an. Als die Taliban das Dorf eroberten, erschossen und verschleppten sie alle, die nach ihrem Sturz im Herbst 2001 gegen sie gekämpft hatten. Eines Abends rief seine Tante an, schrie ins Telefon, ihr Mann sei verschwunden. Janes' Vater schickte ihn hinüber, er solle auf sie und die vier

Kinder aufpassen. Dass er selbst erst fünfzehn war, spielte keine Rolle. Er versuchte, sie zu beruhigen, während er eigentlich selbst weinen wollte.

Am Morgen rief seine Mutter an: Er solle nicht nach Hause kommen. Die Taliban hätten auch seinen Vater geholt. Janes versteckte sich beim Dorfältesten, schlief in einem Schuppen, bis erneut sein Handy klingelte: Auch nach ihm sei gefragt worden. Im Kofferraum eines Autos floh er in die nächste Stadt, nahm einen Bus nach Kabul, das er nur aus Videos kannte, und fuhr Hunderte Kilometer weiter bis an die iranische Grenze. «Du musst stabil sein», sagte der Dorfälteste, der ihn am Telefon leitete. «Laufe, bis du in Sicherheit bist.» Es war ein Satz, der ihn gleichzeitig stützte und beängstigte.

Janes kann sich nur noch an Schlaglichter seiner Flucht aus Afghanistan erinnern. Wie er Iran durch ein Loch im Grenzzaun betritt und weinend durch die Nacht rennt. Wie er einmal mit dreizehn Leuten in einem Auto mitfährt. Wie er es tagelang zu Fuss, in Bussen und auf den Ladeflächen von Pick-ups bis nach Istanbul schafft, über 4000 Kilometer hat er sich da schon von zu Hause entfernt. Wie er weiter nach Westen geht und irgendwann im Winter 2022, er erinnert sich an verschneite Berge, sein Vater bei ihm anruft. Der Dorfälteste hat ihn freibekommen. Der Vater ist es, der ihm das Ziel nennt, zu dem er gehen soll: Deutschland.

Nach einer Viertelstunde ist die Pritsche des Caddys voller Laub. Einer der Arbeiter steigt ins Fahrzeug, um die Fuhre zum Werkhof zu bringen. Janes darf mitfahren. «Ich bringe ihm Deutsch bei», sagt er grinsend, während er auf den Beifahrersitz klettert. «Gut Deutschland?», fragt der Pole mit skeptischem Blick. «Ja, ja», sagt Janes.

Währenddessen arbeitet Gernot mit pedantischer Sorgfalt an den Hecken. Die anderen beiden versuchen Kontakt mit dem polnischen Arbeiter herzustellen. «Tak, tak», rufen sie kichernd. Und «dobre, dobre», ihre einzigen beiden polnischen Wörter. Als Janes wieder auftaucht, erzählt er, der Arbeiter habe ihm Fotos seiner Welpen gezeigt. Dann laufen sie weiter zur nächsten Grünfläche. Auf dem Weg dorthin zieht eine Menschentraube an ihnen vorbei, gehüllt in die Flaggen Israels.

«Free, Free Palestine», murmelt Nasrullah, mehr zum Spass. Er erinnert sich an die Clips von propalästinensischen Demos, die er mit seinem Betreuer manchmal auf Tiktok anschaut. Er selbst stehe auf keiner Seite, wolle keinen Krieg auf der Welt. Zu arg hat ihn verstört, was mit seiner Heimat geschehen ist. Zwei Wochen lang suchte er seine Familie, nachdem die Taliban auch sein Dorf eingenommen hatten. Er fand weder seinen Vater wieder, der beim Militär arbeitete, noch seine Mutter, der ein Bekleidungsgeschäft gehörte. Auch von seinen fünf Geschwistern hat er bis heute kein Lebenszeichen.

Nach zweieinhalb Stunden sagt Gernot, ihm sei schlecht.

Süleyman flucht auf Türkisch: «Amina koyim.»

Und Nasrullah ruft nur noch: «Dobre, dobre, dobre.»

«Halt die Fresse!», sagt Janes schliesslich.

Dann ist es geschafft. Der letzte Haufen landet auf dem Caddy. Die Arbeiter geben ihnen lachend die Hand. Hinter dem Lagerzaun dreht sich Süleyman eine Zigarette, zufrieden, weil die Arbeit vorbei ist. Man sieht ihnen an, wie schwer es ihnen fällt, Auschwitz zu erfassen. Wie sollen sie sich zu einem Mahnmal gegen das Vergessen verhalten, wenn sie den Schrecken des Ortes noch gar nicht kennen?

Am Nachmittag wird sich das ändern.

Nach dem Mittagessen lenkt Herr Emiér den Kleinbus wieder Richtung Stammlager. Auf halber Strecke wird Gernot blass. Er dreht eine Vomex-Tablette gegen Übelkeit zwischen den Fingern, die anderen verteilen untereinander Nackenklatscher.

Eine ältere, streng dreinblickende Historikerin in schwarzem Filzmantel und Lederhandschuhen nimmt sie in Empfang und führt sie durch einen Tunnel, in dem eine Stimme aus einem Lautsprecher unaufhörlich Namen von Ermordeten verliest. Mit jedem Schritt werden die Jungs leiser. Vor dem Eingangstor bleibt die Frau stehen, tippt ihr Mikrofon am Kragen an und rattert auf Deutsch los: Wannsee-Konferenz, Blitzkrieg, Generalplan Ost, Himmler, Göring, Goebbels. Drei Minuten «Drittes Reich» im Stakkato.

«Sie redet so schnell», sagt Nasrullah. «Und so anders.» Der polnische Akzent irritiert ihn, er legt den Kopf leicht schräg. «Verstehst du alles?», fragt Herr Thorwächter. Nasrullah zieht den Kopfhörer ab. «Na ja.»

Die Backsteinhäuser sind voller Dinge, die einmal den Häftlingen gehörten. Brillen, Koffer, Töpfe. Dazu die Fotos: kleine, viel zu magere Kinder; kahlrasierte Frauen und Männer mit starren Blicken. Hinter Glas ein Haufen Haare, meterlang. Nasrullah dreht sich weg, so ruckartig, als hätte ihn jemand gestossen. Janes bleibt in einem Raum voller Schuhe hängen. Er sagt: «Das ist so traurig.» Er war zwölf, als eine amerikanische Bombe auf eine Hochzeitsgesellschaft fiel, ein paar Schulfreunde waren auf der Feier. Als er an den Ort kam, sah er blutverschmierte Kinderschuhe am Boden liegen, 150 Leute seien gestorben. «Ich dachte, Deutschland ist ein friedliches Land», sagt Janes. Man spürt, wie er versucht, Vergangenheit, Gegenwart, und was sie womöglich miteinander zu tun haben könnten, in seinem Kopf zusammenzubringen.

Im nächsten Haus zeigt die Frau die Gefängniszellen. Räume mit Strohsäcken, hier lagen die Häftlinge Knochen an Knochen. Nasrullah bleibt stehen. Er denkt an die Nacht in der Türkei, in der ihn die Polizei auflas und am Ende mit einem Dutzend anderer Kinder stundenlang in eine Zelle einsperrte. Zwölf Jahre war er da alt und von allen verlassen. Jetzt steht er hier und spürt die Enge wieder.

Während die Historikerin weiterspricht, heften sich die Blicke der Jungs an Fotos, Etagenbetten, einen Berg aus Hunderten Töpfen. In einem Raum hören sie Hitler und Goebbels. Was sie sagen, gehört in eine andere Zeit. Ihre schneidenden deutschen Stimmen aber reichen bis ins Hier und Jetzt.

«Wir haben Angst», offenbarte Nasrullah den Betreuern beim Kennenlernen vor der Reise. Ein Abschiebeflug von Leipzig nach Kabul hatte da gerade stattgefunden. In der Maschine hatten zwar Straftäter gesessen, aber erzähl das mal der Angst. Auf Tiktok hatte Nasrullah Videos gesehen, in denen aufgebrachte Menschen «Ausländer raus» rufen. «Was wollen die?», fragte er wütend. «Wir sind nicht alle gleich, wir haben nicht alle ein Messer dabei.» Nasrullah bezeichnet sich als deutschen Ausländer, mit ein bisschen Stolz in der Stimme.

In Block 27 zeigt die Historikerin ihnen das Buch der Namen. In der Ausstellung hat die israelische Gedenkstätte Yad Vashem kleingedruckt, in Spalten sortiert die Namen von 4,3 Millionen Menschen aufgelistet, die nachweislich durch die Nationalsozialisten ermordet wurden. Jedes Jahr kommen neue Namen dazu.

Dann besichtigen sie noch die Gaskammer, sie gehen hinein und wieder hinaus, dann durch den Zaun, ins Freie. Keiner spricht mehr ein Wort. «Haben Sie noch Fragen?», fragt die Frau. Niemand antwortet. Sie verabschiedet sich. «Sie sind die Beste», ruft Janes ihr nach, lacht – und macht auf dem Parkplatz Liegestütze.

Auf dem Weg zurück in die Herberge lassen sich Janes, Nasrullah und Süleyman im Supermarkt absetzen. Sie wollen Red Bull kaufen. Gernot bleibt im Auto, angespannt lässt er in einem Handyspiel Luftballons mit Pfeilen platzen. Am Abend ziehen sie sich früh auf ihre Zimmer zurück. Janes lädt Tiktok-Videos hoch, Nasrullah scrollt durch die Fotos seiner Klassenfahrt nach Berlin, Süleyman schaut eine türkische Mafiaserie. Gernot hört einen Philosophie-Podcast.

Herr Buhmann und Herr Thorwächter sagen, dass die Reisen früher anders waren. Es gab öfter Stress und Alkoholexzesse. Schon die zwölfstündige Hinfahrt war früher ein Albtraum. Die Jungs provozierten sich so lange, bis einer ausrastete. «Das Smartphone hat die Jugendhilfe radikal verändert», sagt Herr Buhmann.

Die Generation Z ist die erste, die ihre gesamte Jugend mit dem Smartphone verbringt – gleichzeitig klagen viele über fehlende Nähe. Janes sagt, er habe in Deutschland noch keinen guten Freund gefunden. Mädchen schreibt er über Snapchat an, manchmal trifft er sich mit ihnen. Nasrullah sagt: «Ich will gerne mehr mit deutschen Leuten unterwegs sein.» Einmal war er mit seiner Klasse in Berlin. Sie gingen in einen Club, das erste Mal in seinem Leben. Er tanzte bis nach eins. «Ich habe so geschwitzt», sagt er. Der beste Abend seines Lebens. Doch er war seitdem nicht nochmal feiern.

Sie wollen dazugehören. Aber sie wissen nicht genau, wie.

In der Nacht kann Janes kaum schlafen. Seit Jahren hat er damit Probleme, probierte schon Schlaftabletten aus, doch nichts half. Immer wieder kehren einzelne Bilder seiner Flucht aus Afghanistan zurück.Von den Grenzschützern in der Türkei, die

ihn zwangen, sich nackt auszuziehen. Von den verängstigten Blicken der Frauen, die sich ebenfalls entkleiden mussten. Heute Nacht kreisten seine Gedanken um die Zwischenprüfung seiner Ausbildung, die bald ansteht. Und um den Brief, der bei seinem Anwalt liegt.

Gedankenverloren zupft Janes am Frühstückstisch das weiche Innere eines Brötchens heraus und schiebt den Teig in den Mund. Kurz vor der Abfahrt übergibt sich Gernot im Bad. Herr Buhmann erscheint mit einem Wischmopp und stopft Gernots Hose in eine Plastiktüte.

Die anderen drei stehen im Hof und checken Snapchat. «Maaann, wegen Gernot kommen wir zu spät», ruft Süleyman. Herr Emiér telefoniert angespannt mit der Rezeption der Gedenkstätte, um die Verspätung anzukündigen. Eigentlich sollten sie mit der Erhaltungsarbeit weitermachen. Zehn Minuten später kommt Gernot mit bleichem Gesicht aus dem Haus. In seinem Kopf kreisen die Fragen wie ein Karussell: Habe ich Magen-Darm? Oder werde ich rückfällig?

Gernot wuchs mit zwei Brüdern und einer Schwester in einer Dreizimmerwohnung auf. Seine Mutter hatte sich vom gewalttätigen Ehemann getrennt, arbeitete als Reinigungskraft und schlief im Wohnzimmer. In der Schule konnte Gernot sich kaum konzentrieren, war unruhig, störte – und kam in die Tagesgruppe eines Kinderheims, wo er nachmittags betreut wurde. In der siebten Klasse versuchte er es noch mal an einer Regelschule. Dort übergab er sich zum ersten Mal. Sein Körper verstand sofort: Wenn ich breche, kann ich flüchten. Und blieb dabei.

Seine Berufung fand er in der Küchenzeile einer therapeutischen Praxis. Dort liess die Psychologin ihn einfach machen. Er mischte Zutaten aus ihren Vorratsschränken, löste Vitamintabletten im Teig auf, probierte Rezepte, die es nicht gab. Er begann eine zweijährige Ausbildung zur Küchenfachkraft, die sich über vier Jahre zog – nicht nur wegen Corona, sondern weil er sich immer wieder übergeben musste. Stationäre Aufenthalte in der Psychiatrie folgten. Erst im Frühjahr 2025 erkannte er, dass die Übelkeit mit seinem Vater zu tun hatte, mit einer traumatischen Beziehung, die er lange nicht sehen wollte. Seitdem war Ruhe gewesen. Bis zu diesem Mittwoch im November.

Herr Emiér sitzt im Auto und hupt. Gernot dreht wieder um und legt sich hin; die anderen sollen heute ohne ihn arbeiten. Im Lager angekommen, führt ein Arbeiter sie auf einen Angestelltenparkplatz an einer vielbefahrenen Strasse. Die Backsteinhäuser sind nur aus der Ferne zu sehen. Auf dem Boden liegt das Laub zweier Kastanienbäume.

Nasrullah und Süleyman setzen sich die Kopfhörer auf, Nasrullah beginnt zu tanzen, reisst die Arme nach oben, wirft die Beine nach vorn. Wieder rufen sie «Tak, tak». «Kinder, seid jetzt still!», sagt Janes. Nasrullah filmt Süleyman beim Rechen, der wiederum versucht, ihm ein Blatt auf den Kopf zu legen. Nasrullah brüllt: «Nicht meine Haare!» Dann liefern sie sich ein improvisiertes Wettrennen und klatschen bei Herrn Buhmann ab.

Janes hingegen schabt mit dem Rechen stumm vor sich hin. Auf der Fahrt zurück in die Begegnungsstätte schaut er sich Videos aus dem Hindukusch an, wo gerade der Winter hereinbricht und Lkw auf Passstrassen steckenbleiben.

Am Nachmittag fahren sie ins drei Kilometer entfernte Vernichtungslager Birkenau. Vom Parkplatz gehen sie vorbei an der Pommes- und der Eisbude, dann liegen Schienen vor ihnen. Sie führen zum Torhaus, das «Tor des Todes», durch das die Deportationszüge rollten. Dort warten sie auf den Guide.

Gernot läuft über die Gleise zu einer Wiese. Er fotografiert Wildkräuter und schickt die Bilder seinem Stiefvater, einem Botaniker. Minuten später die Antwort: Beifuss, Hexenkraut, Bärenklau. Süleyman, Nasrullah und Janes sitzen derweil auf Steinblöcken, als eine deutsche Schulklasse an ihnen vorbeizieht. Drei Mädchen mustern die Jungs und sagen, viel zu laut, als dass man es überhören könnte: «Was sind das? Spanier? Roma?» Der eine sehe aus wie ein Schauspieler. Janes bekommt es mit und fragt Herrn Thorwächter: «Können wir deutsche Mädchen kennenlernen? Einfach mal sagen: Hallo, wie geht’s?» «Wenn du dich traust», antwortet der. «War nur Spass», sagt Janes.

Dann erscheint der Guide. Er trägt einen Strickpullover, seine Haare sehen aus wie ein Vogelnest. Schon nach wenigen Metern verliert er sich in einem halbstündigen Monolog über die Wahrnehmung des Lagers im Polen der neunziger Jahre. Während er

mit geschlossenen Augen um Worte ringt, beginnt Janes im Kreis zu laufen, Süleyman setzt seine Kopfhörer auf und zieht heimlich an der Vape, Gernot schickt seinem Stiefvater noch ein Foto, Nasrullah stöhnt: «Der macht uns kaputt, wallah.»

Der Guide redet unbeirrt weiter. Da versucht Herr Thorwächter zu retten, was zu retten ist. Zwischen zwei Stationen wirft er den Jungs Zahlen zu: 300 Baracken, eine Fläche so gross wie 240 Fussballfelder. Bis zu 1500 Menschen pferchten die Nazis auf einmal in die zwei grössten Gaskammern. Diesmal hören sie zu und schütteln den Kopf.

Die Sonne sinkt, der Guide verabschiedet sich. Janes macht wieder Liegestütze auf dem Parkplatz. Gernot stürmt zum Auto – genug Menschen für heute. Nur zur Reflexionsrunde am Abend kommt er noch einmal aus seinem Zimmer. Dort erzählen die Jungs, was sie bewegt hat. Bei Gernot ist es die Kinderbaracke. Süleyman spricht über die Gaskammern, Nasrullah über die Latrinen. Janes sagt, er habe über die Zahlen gestaunt. Über ihre Grösse, ihre Kälte.

Es wirkt, als beginne in allen etwas zu arbeiten. Als würden sie langsam begreifen, was dieser Ort wirklich bedeutet.

Am nächsten Tag fahren sie nach Krakau, schlendern, shoppen Jeans, bisschen Abwechslung. Im Wachsfigurenmuseum schiesst Süleyman ein Selfie mit Adolf Hitler in türkisem Sakko, der dort in einer Ecke steht.

Eine Beschreibung von Süleymans Leben ist auf seinen schwarzen Anorak gedruckt: «Chaotic». Bei der letzten Fahrt des Jugendwerks zu einer Hütte im Schwarzwald hatte er keine Schuhe zum Wandern dabei. Der Betreuer sagte im Spass, dann solle er mit den Badelatschen laufen, mit denen er gekommen war. Und er lief. Elf Kilometer lang.

Süleyman wuchs in einem Vorort von Istanbul auf. Die Eltern waren aus Diyarbakır dorthin gezogen, dem kulturellen und politischen Zentrum kurdischen Lebens in der Türkei. Als er ein Jahr alt war, starb seine Mutter bei einem Autounfall. Er sass auf der Rückbank, zu jung, um zu verstehen. Weil sein Vater viel arbeitete, verbrachte er den grössten Teil seiner Kindheit bei seinem Grossvater. Der erzählte ihm die Geschichte der Kurden, dem grössten Volk der Erde ohne Staat. Süleyman erfuhr vom Krieg der PKK gegen die türkische Armee, von ihren Kämpfen mit den kurdischen

Peschmerga aus dem Nordirak. Er verstand, zumindest ein bisschen, wie schwer es ist, autonom zu werden.

Mit dreizehn brach Süleyman die Schule ab. Zu wenig Geduld, zu viele Schlägereien. Er wollte lieber arbeiten. In einer Textilfabrik nähte er Etiketten in T-Shirts von Lacoste, Tommy Hilfiger, Nike. Tausend Stück schaffte er am Tag. Nach einem Jahr konnte er die Marken nicht mehr sehen, schon gar nicht die Nähmaschine. Sein Onkel sagte ihm, wenn er dort nicht mehr arbeiten wolle, solle er mitkommen und in Deutschland sein Glück probieren. Auch der Grossvater riet dazu, aber Süleyman war nicht überzeugt. «Mein Herz wollte in der Türkei bleiben», sagt er.

Trotzdem ging er los. Über Bosnien, Kroatien, Italien, die Schweiz, neun Monate waren sein Onkel, seine Tante, die beiden Cousins und er unterwegs. Als sie schliesslich im Oktober 2023 mit dem Zug Deutschland erreichten und ein Zimmer im Asylbewerberheim zugeteilt bekamen, weinte er fast jeden Abend. «Ich wollte nur zurück», sagt er.

Nach zwei Wochen hatte seine Tante genug und schickte den Onkel zu den Sozialarbeitern, um zu fragen, ob den Jungen jemand aufnehmen könne. Eigentlich wollte er am liebsten zurück, aber das ging nicht. Süleyman war minderjährig, er durfte nicht ausreisen. Erst als sein Grossvater einflog und mit ihm zum Jugendamt ging, entschied Süleyman sich um. Heute sagt er: «Zum Glück».

Bald will er eine Lehre anfangen. Was genau er dann macht, weiss er noch nicht. Das Einzige, was ihm wirklich Freude bereitet, ist Fussball. Sein Traum klingt gleichzeitig gross und kindlich: Das Haus in Diyarbakır, das er geerbt hat, will er verkaufen. Und mit dem Geld einen Porsche kaufen.

Beim Frühstück am nächsten Morgen ist Janes der einzige Jugendliche, die anderen schlafen aus. Er hat wieder schlecht geschlafen. Im Traum tauchte plötzlich sein verstorbener Grossvater auf, er habe mit ihm geredet. Ein Satz ist hängengeblieben: «Janes, mach’s gut.» Er wachte mit dem Gefühl auf, dass er etwas bedeuten musste. Nur was?

Wer mag, kann an diesem nebligen Samstag mit Herrn Emiér nochmal ins Stammlager fahren. Janes beschliesst mitzukommen, als Einziger. Der Betreuer zeigt

ihm Orte, die die Historikerin bei ihrer Führung ausgelassen hat: den Galgen, Mengeles Station für Menschenversuche. Dann laufen sie zu Block 17 , wo in einem schummrigen Raum die Geschichte der österreichischen Juden erzählt wird. Sie tragen sich ins Gästebuch ein. Oder vielmehr: Herr Emiér diktiert und Janes schreibt: «Ich möchte wissen, was damals passiert ist, und daraus für die Zukunft lernen.» Er blickt hoch: «So okay?»

An der Wand Zitate. Von der Juristin und Ärztin Ella Lingens, die nach Auschwitz kam, weil sie und ihr Mann Wiener Juden bei der Flucht geholfen hatten. Fast zwei Jahre lang war sie im Lager – und überlebte. «Wenn man nicht versucht hat, einfach zu tun, was im Moment möglich war … dann ist man nicht durchgekommen.» Herr Emiér legt Janes eine Hand auf die Schulter. «Du bist durch so viele Länder gereist und musstest auch schauen, dass du was zu essen bekommst. Vielleicht kennst du das.» Er nickt. Dann erzählt er. Zehn Tage kein Essen, kaum Wasser. Kein Stehenbleiben, bis die Schuhe voller Blut waren. Hunde, die ihn an der Grenze zwischen Griechenland und Bulgarien bissen. Türkische Grenzer, die zuschlugen. Niemand, der half. «Ich dachte, wenn ich zurückgehe, sterbe ich sowieso, also geh einfach weiter», sagt Janes. Erst in Serbien habe er zum ersten Mal aufgeatmet.

Ein weiteres Zimmer, weitere Audioaufnahmen. Von der Sozialdemokratin Anna Sussmann, die erst nach Frankreich ins Exil ging, dann in den Widerstand, die verraten, von der Gestapo gefasst und nach Auschwitz deportiert wurde. Ihr Neugeborenes wurde nach der Entbindung im Lager von Mengele ins Feuer geworfen, Sussmann aber überlebte. Janes hört ihre Geschichte mit offenem Mund. «Wow. Das war traurig. Ich schwöre, das war traurig.» Er schluckt, sagt leise «crazy».

Vor dem Ausgang bleibt er stehen, schaut auf ein letztes Zitat der Schriftstellerin Ruth Klüger, die 1944 in Birkenau inhaftiert war. «Man sagt ‹Nie wieder› und dann schauen Sie sich mal all die Massaker an, die inzwischen passiert sind. Es ist absurd zu sagen, es soll nicht wieder passieren.» Janes, dessen halbes Dorf von den Taliban und den Amerikanern ausgelöscht wurde, nickt.

Der letzte Morgen. Janes beugt sich im Speisesaal über ein Blatt Papier, das Herr Emiér ihm gegeben hat. Darauf die Erinnerungen eines vierzehnjährigen Mädchens, das von der Kinderbaracke in Birkenau erzählt.

Später soll Janes den Text bei einer Gedenkfeier vorlesen. Nasrullah späht ihm über die Schulter. Gernot liegt wieder flach, hat Angst, dass die Tage etwas in ihm losgetreten haben. Und Süleyman? Der murmelt auf Herrn Buhmanns Klopfen nur ein verschlafenes «Hä?», ehe er erklärt, er bleibe hier, und die Zimmertür von innen wieder zusperrt.

Auf dem Parkplatz am Lager richtet Janes im Autospiegel seine Dauerwelle, dann läuft er am Gleis entlang und liest den Text ein letztes Mal, während Nasrullah über Pfützen hüpft und grinsend polnische Kaubonbons verteilt. Über dem Lager liegt wieder Nebel. Sie gehen zu den Latrinen, doch dort hält es Janes nicht lange aus. «Die waren so krank. Ich muss hier raus.»

Er verschwindet in einer der Baracken. Um die acht Menschen waren in den Schlafkojen der dreistöckigen Pritschen untergebracht. Er leuchtet mit der Taschenlampe des Handys unter die Holzkonstruktionen. «Scheisse», sagt er leise. Dann lauter: «Oh mein Gott.» Er macht Fotos. «Endlich habe ich es gesehen.» Als er wieder herauskommt, hebt er die Arme, fast wie im Protest: «Ich bin so wütend, so traurig. Wie kann man Kindern so etwas antun.» Nieselregen setzt ein und durchweicht das Papier in seiner Hand.

Vor dem Kinderblock stellen sich die drei Betreuer und die zwei Jungen aus Afghanistan im Kreis auf. Nasrullah zündet eine Kerze an, Janes beginnt mit der Lesung. Er stockt, stolpert über die Namen im Text. Schliesslich übernehmen Herr Emiér, dann Herr Buhmann, dann Herr Thorwächter das Lesen.

Nachdem der letzte Satz gesprochen ist, dürfen sie sich nochmal eine halbe Stunde umsehen. Janes läuft wütend über das Gelände, stellt Fragen, eine nach der anderen: Warum Hitler auch Christen ermorden liess? Woher all diese Menschen kamen? Was das für Züge waren, die sie hierher transportierten? Warum sich kaum jemand wehrte? Ob so etwas wieder passieren kann? Die letzte Frage ist wohl die

grösste, die Janes am Ende seines Crashkurses in deutscher Erinnerungskultur in sich gefunden hat. Man könnte sagen, er hat ihn damit bestanden.

Am nächsten Abend, die lange Heimfahrt nach Freiburg ist fast geschafft, stellt Janes sein Handy an einer Raststätte auf einen Mülleimer, richtet den Winkel der Kamera und nimmt ein Video für Tiktok auf. Zur Musik von Herbert Grönemeyers Zeit, dass sich was dreht bewegt er sich im Takt, fuchtelt mit den Händen wie ein Rapper und lacht.

Eine Stunde später klopft er Nasrullah und Süleyman auf den Rücken, umarmt die Betreuer und läuft mit seinem Rollkoffer nach Hause, zurück in den Alltag. Morgen wird er für seine Prüfung lernen und einkaufen gehen, im Hinterkopf die Erinnerungen an die Reise. Er weiss jetzt vieles, hat es mit dem Herzen verstanden.

Doch Janes fragt sich, was das wert ist.

Denn bei seinem Anwalt liegt immer noch der Brief, der ihn wie die Erinnerung an seine Flucht um den Schlaf bringt. In dem Schreiben wird er von der Ausländerbehörde aufgefordert, das Land innerhalb der nächsten 30 Tage freiwillig zu verlassen. Sonst wird er abgeschoben.

Auf seinem Weg durch Europa hat Janes in Bulgarien und später auch in Österreich digitale Fingerabdrücke hinterlassen, ohne zu wissen, dass sie Jahre später über seine Zukunft entscheiden. Denn nach den Dublin-Regeln ist der EU-Staat für sein Asylverfahren zuständig, in dem er zuerst registriert wurde. Wegen der Verschärfung der Migrationspolitik bedeutet das: Er muss nach Bulgarien, in ein Land, das er nicht kennt.

Janes hat die deutsche Sprache gelernt, einen Schulabschluss gemacht, eine Ausbildung begonnen. Jeden Morgen steht er um sechs Uhr auf, fährt auf Baustellen, streicht, tapeziert, lackiert. Alles Belege, dass er nach vier Jahren in Deutschland angekommen ist. Auschwitz könnte am Ende dieses Wegs stehen.

Janes hat Einspruch gegen den Bescheid eingereicht. Der wurde abgewiesen. Doch eine letzte Chance bleibt ihm noch: eine Duldung, für die Dauer der Ausbildung. Was danach passiert? Keine Ahnung.


REPORTER:INNEN
forum